

Prof. Dr. Dres. h.c. Christoph Marksches

Predigt über 2. Petrus 1,16-19 im Universitätsgottesdienst St. Marienkirche, 9. Februar 2014

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt. Amen.

„Mein Leib und meine Seele sind betrübt“, liebe Gemeinde: Wenn es uns heute Abend aus welchen Gründen auch immer *nicht* so geht, wenn wir *nicht* betrübt sind an Leib und Seele – wir alle haben genug Phantasie, genug schmerzliche Erinnerung, um uns eben das vorzustellen: Dass und wie wir betrübt waren (oder eben vielleicht auch sind heute Abend), betrübt an Leib und Seele.

„Ich bin betrübt an Leib und Seele“ – wenn wir so reden, meinen wir natürlich nicht die leise Enttäuschung, die sich gelegentlich einstellt, beispielsweise dann,

wenn eben das Zeichen im schwarzen You-Tube-Fenster erscheint, das die erste Seite unseres Gottesdienstprogramms ziert, jenes puterrote rote Ikon mit leicht mufflig herab gezogenem Mund. Ich sehe es hin und wieder auf meinem Computerschirm, meistens dann, wenn ich Links zu Musikvideos und Filmen verfolge, die mir eine Bekannte aus Tel Aviv schickt. Das letzte Video von „Broken Social Scene“ kann man offenbar am Mittelmeer sehen, hier nicht. Ich bin enttäuscht. Wie soll ich auch die Frage beantworten, ob mir Musik und Video gefallen?

Aber um solche leisen Enttäuschungen, die schnell vergessen sind, beispielsweise deswegen, weil das neue Video ja doch über irgendeinen Link schon im Netz greifbar ist (man muss ihn halt nur kennen), geht es nicht, wenn wir sagen, dass wir an Leib und Seele betrübt sind. Es geht darum, dass wir uns als ganze Personen gleichsam eingetrübt fühlen, gerade so, wie helles klares Wasser vom bösen Fischer mit der Rute in Schubarts und Schuberts Lied tückisch trübe gemacht

wird, um die muntere Forelle endlich zu fangen. Das Bild von der Trübung meint: Unsere heitere, fröhliche Laune wird gleichsam von schwarzen Gedanken und Gefühlen so lange durchmischt, bis eine trübe graue Soße entsteht und uns lähmt wie die Forelle im berühmten Lied.

Die Redewendung „ich bin betrübt an Leib und Seele“ verdankt sich biblischer Sprache, mag nicht unbedingt die Art sein, wie wir untereinander beschreiben, dass es uns richtig schlecht geht – aber wir brauchen kein philosophisches Oberseminar und dessen Diskussionen über die Angemessenheit einer Rede von Leib und Seele in der Gegenwart, um zu erkennen: Wir können natürlich auch an unserem ganzen Körper spüren, dass wir betrübt sind. Bei Jeremia heißt es: „Weil ich solches höre, ist mein Bauch betrübt“ (Jer 14,3). Und, nicht wahr, liebe Gemeinde: Manche Zustände an der Theologischen Fakultät können einem im wahrsten Sinne des Wortes auf den Magen schlagen. Ab ins Bett, Decke

über den Kopf: Wir sind an Leib und Seele betrübt. Wann hört das bloß auf? Wann endlich?

Eigentlich mag ich jetzt gar nicht näher beschreiben, was uns in den vergangen Wochen dieses Wintersemesters betrübt gemacht hat, an Leib und Seele, im Kopf und im Bauch, in den Gliedern und im Gemüt, wie auch immer wir das ausdrücken wollen. Viel zu unterschiedlich ist, was uns betrübt hat und vielleicht immer noch betrübt: Krankheit oder Tod, Trennung von Partnerin oder Partner, ja auch, dass wir im Studium etwas nicht verstehen, nicht begreifen können und es doch so gern verstehen wollten, dass wir uns nicht verständlich machen konnten, dass wir Versöhnung suchen und doch gestritten haben bis aufs Blut – der Anlässe sind so viele, wie wir Menschen sind in dieser St. Marien-Kirche.

Die Lesungen, Lieder und sonstigen Texte des heutigen Sonntages reden aber nicht nur vom Dunkel um uns herum und in uns, sondern auch vom hellen Licht, das

in dieses Dunkel scheint. So ist das an den Epiphaniasonntagen, in der Festzeit, in der wir noch einmal Weihnachten zum Thema machen: Gott erscheint mitten im Leben oder eben mit dem alten Bild aus dem vierten Evangelium: „Das Licht scheint in der Finsternis“.

„Das Licht scheint in der Finsternis“ – ist das nun ein reines Bild, liebe Gemeinde? Eine Metapher? Ein frommer Wunsch, der uns hilft, nicht in Betrübniß abzusaufen, wenn wir betrübt sind an Leib und Seele? Ein Trost, der sich leicht von einer solchen Kanzel herab formulieren lässt, in den geborgten Worten einer Tradition, in der wir nun einmal stehen? Auch ein Stück Trick 17 mit Selbstüberlistung dessen, der nicht nur anderen, sondern sich selbst Trost predigt? Eine andere Bekannte, mit der ich über unseren Gottesdienst sprach, sagte über das Licht in der Finsternis, sagte über den Trost, der uns in Betrübniß tröstet: „Vielleicht ist uns Gott am nächsten, wenn es uns am schlechtesten geht und wir ganz auf uns geworfen sind“. Und sie meinte damit

wohl, dass wir, wenn alle anderen Hilfen in uns und um uns wegbrechen, endlich erkennen können, was uns wirklich und letztlich trägt, was am Ende Halt gibt, bevor wir ins Bodenlose stürzen.

Mir liegt, liebe Gemeinde, wenn ich ehrlich bin, diese Erfahrung der Nähe Gottes in der größten Einsamkeit und Verzweiflung weit näher als die, von der unser Predigttext berichtet – dort hören wir wie im Sonntagsevangelium von jener besonderen Erfahrung, die die Tradition „Verklärung“ nennt. Ich brauche immer eine Weile, bis ich mich an diese biblische Geschichte angenähert habe und daher hören wir unseren Predigttext aus dem zweiten Petrusbrief heute auch nicht zu Beginn der Predigt, sondern eher an deren Ende, jedenfalls weit nach der Mitte. Ich lese aus dem zweiten Petrusbrief im ersten Kapitel die Verse 16-19:

Denn wir sind nicht ausgeklügelten Fabeln gefolgt, als wir euch kundgetan haben die Kraft und das Kommen unseres Herrn Jesus Christus; sondern wir haben seine Herrlichkeit selber gesehen. Denn er empfing von Gott, dem Vater, Ehre und Preis durch eine Stimme, die zu ihm kam von der großen Herr-

lichkeit: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“. Und diese Stimme haben wir gehört vom Himmel kommen, als wir mit ihm waren auf dem heiligen Berge. Umso fester haben wir das prophetische Wort, und ihr tut gut daran, dass ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen.

Die Geschichte von der Verklärung, auf die der Predigttext Bezug nimmt und die das Sonntagsevangelium erzählt, hat es nicht leicht heutigentags. Das beginnt schon beim Begriff: „Du hast aber ein reichlich verklärtes Bild von Deiner Studienzeit“, sagte mir vor einigen Tagen in Jerusalem ein einstiger Mitstudent, als ich von meiner eigenen Studienzeit in dieser Stadt schwärmte. Und er erzählte von Dingen, die wir gemeinsam erlebt haben und die uns an Leib wie Seele ziemlich betrübt haben. Normalerweise wollen wir ja gerade nichts verklären, sondern möglichst klar sehen. Jesus aber wird verklärt. Und nun?

Was auch immer, lieber Gemeinde, auf dem Berge Tabor passiert oder nicht passiert ist: Ich habe so etwas noch nie erlebt und mir fehlt daher nahezu jeder

Zugang zu den dort berichteten Erfahrungen. Aber ich kenne das, was der griechische Ausdruck eigentlich meint, den unsere Tradition mit „Verklärung“ übersetzt: Im griechischen Original steht da, wenn der kurze Ausflug ins neutestamentliche Seminar auch am Sonntagabend gestattet ist, μεταμορφῶν, „in eine andere Form bringen“.

Mit diesem Ausdruck „in eine andere Form bringen“, liebe Gemeinde, kann ich im Gegensatz zum Wort „verklären“ sehr wohl etwas anfangen: *In eine andere Form* ist mein Bild, das ich von Jesus von Nazareth habe, immer wieder einmal gebracht worden im Leben: Ich habe das Bild verloren, das ich durch die Ravensburger Kinderbilderbibel mit ihren pseudogotischen Illustrationen hatte, als ich erstmals am Ufer des Sees Genesareth die kleinen Dörfchen sah, in denen er lebte; ich habe im Gespräch mit jüdischen Kolleginnen und Kollegen das klassische Bild der Post-Bultmann-Generation verloren, das ich zu Beginn meines Studiums in Marburg erlernt habe – in eine andere Form gebracht, liebe

Gemeinde, ist uns *allen* hoffentlich im vergangenen Semester so Manches, was wir vorher von Gott und Christus und dieser Welt zu wissen glaubten.

Was hat das alles aber damit zu tun, dass wir immer wieder einmal an Leib und Seele betrübt sind? Viel, liebe Gemeinde, aber davon kann man eigentlich nur sehr persönlich reden, so wie die vorhin zitierte Bekannte – und solche höchst privaten Konfessionen passen mäßig gut zum Genre der öffentlichen Kanzelrede in einem Abendgottesdienst. Aber, um wenigstens knapp anzudeuten: Mir jedenfalls geht es so, dass gelegentlich das streng wissenschaftliche, historisch abgesicherte Bild, das ich mir in den letzten Jahren von Jesus von Nazareth zurecht gelegt habe, in eine andere Form gebracht wird, ganz unversehens, ohne mein Zutun. Da tritt mir dann nicht das Bild entgegen, das ich als Ergebnis meiner historischen Forschungen im Kopf habe, sondern Jesus Christus in ganz anderer Form, in einer, die mich immer ein wenig an die Skulptur Christi erinnert, die der dänische Bildhauer Bertel Thorvaldsen 1829 für die

Frauenkirche in Kopenhagen geschaffen hat, mit ihren unendlich weit ausgebreiteten Armen. „Kommt her zu mir“, steht in dänischer Sprache mit den Worten aus dem Matthäusevangelium unter dem Original Thorvaldsens und so angesprochen fühle ich mich dann: Geborgen in seinen Armen. Mein höchst privater International Hug Day, nicht nur am 21. Januar.

Natürlich, liebe Gemeinde, ist mir vollkommen deutlich, dass sich solche Erfahrungen nur ganz schwer verallgemeinern lassen. Schon Sören Kierkegaard hatte für den süßlichen Christus von Berthel Thorvaldsen nur Hohn und Spott übrig. Auch wenn an dieser Stelle nur höchst individuell geredet werden kann: Wir *alle* sind durch die Lesungen, durch den Predigttext des heutigen Sonntages dazu eingeladen, nach bestimmten lichtvollen Erfahrungen, nach Lichtgedanken in den Dunkelheiten unseres Lebens zu suchen. Wir sind eingeladen, dass Gott für uns in Christus die höchst individuelle, passende Form annimmt, die uns die Betrübnis an Leib und Seele vertreibt, Licht werden lässt und Glaubens-

heiterkeit schenkt. Welche Form das ist, wird sich für jeden und jede unter uns vermutlich vollkommen unterschiedlich weisen. Aber dass es sich weisen wird, dass uns in unseren Dunkelheiten hell werden wird, dass sich die Magenschmerzen über Studium, Fakultät, Partner und worüber auch immer legen sollen – ja, dass ist die wunderbare tröstliche Botschaft dieses letzten Sonntags der Epiphaniastage, die wir nur höchst individuell weitersagen können, aber damit ja wohl auch ziemlich glaubwürdig. „Umso fester haben wir das prophetische Wort, und ihr tut gut daran, dass ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen“. Amen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.